

Günter Görlich

Der verschwundene Schiffskompass



Impressum

Günter Görlich

Der verschwundene Schiffskompass

ISBN 978-3-96521-679-2 (E-Book)

Gestaltung des Titelbildes: Ernst Franta

Das Buch erschien 1968 in Der
Kinderbuchverlag Berlin.

Dieses Buch wurde beim
Preisausschreiben für Kinder- und
Jugendliteratur des Ministeriums für
Kultur der DDR 1968 mit einem Preis
ausgezeichnet.

Für Leser von 11 Jahren an.

© 2022 EDITION digital
Pekrul & Sohn GbR
Godern
Alte Dorfstraße 2 b
19065 Pinnow
Tel.: 03860 505788
E-Mail: verlag@edition-digital.de
Internet: <http://www.edition-digital.de>

Die Wette

Als nun André bei Onkel Paul und Tante Lisa zu Abend aß, neigte sich der 4. Juli seinem Ende entgegen. Elf Tage nur noch. Ein Tatarenkäppchen war zu gewinnen, ein Finnmesser zu verlieren. „Ich geh noch ein bisschen raus“, sagte André.

Weil er seinen Gurt über der Lederhose ein Loch weiter machte, war Tante Lisa zufrieden und sagte: „In dem Alter hat man eben keine Ruhe auf dem Hintern. Unsereiner würde sich nach so einer Reise langstrecken.“

„Unsereiner“, sagte Onkel Paul und seufzte.

„Hier hast du deine Schlüssel. Aber komm nicht zu spät“, sagte Tante Lisa.

Es war nicht weit bis zum Tor der Laubenkolonie „Heimaterde“. Für den flinken André nur ein Katzensprung. Auf der Straße noch probierte er ihren Erkennungspfeiff. Einmal lang und

gellend, zweimal kurz. André hatte im vergangenen Jahr nicht wenig üben müssen, bis er diesen Pfiff beherrschte.

Passanten auf der Straße sahen sich verwundert um.

Rennt so ein langer Kerl und pfeift, dass einem die Ohren schmerzen.

Als André an das grüne, frisch gestrichene Holztor kam, lief er langsam. Mit einem Blick nahm er die Bank wahr, gleich neben dem Tor und der Anzeigetafel der Laubenkolonie. Hier konnte man gut sitzen, die Straße beobachten, die Autos und Straßenbahnen. Das war auch im vergangenen Jahr ihre Bank.

Für Liebespärdchen, hatte Marina kichernd gesagt, sei die Bank sowieso nicht geeignet, weil genau darüber eine Lampe baumelt und überhaupt zu viele Leute hier vorbeikämen. Es war der Weg aller Siedler zur Straßenbahn.

André betrat zögernd den breiten, sauberen Schlackenweg. Da entdeckte

er die beiden Wolgawagen. Sie standen dicht am Zaun hintereinander. Der vorderste bleckte sein breites Kühlermaul André entgegen.

Die Autos parkten am Zaun der Buchholzparzelle. André ging zögernd näher heran.

Er erkannte die feste Wohnlaube der Großmutter Buchholz, hinter der gutgeschnittenen Hecke. Auf dem Dach thronte ein schwarzer Wetterhahn, wenn ein launischer Wind blies, drehte er sich knarrend.

Am Gartentisch vor der kleinen Veranda saßen zwei Matrosen. Ihre weißen Mützen hatten sie auf den Tisch gelegt, und sie tranken aus hohen Gläsern. Sicherlich Apfelmost. Großmutter Buchholz konnte ihn genauso gut keltern wie Tante Lisa.

Die Matrosen unterhielten sich und rauchten.

André starrte über den Zaun. Wie kamen Matrosen in Großmutter

Buchholz' Garten?

Der Junge hatte sich so aufgestellt, dass er nicht gesehen werden konnte. Nach einer Weile trat Marina aus der Veranda. André stellte sich auf die Zehenspitzen. Marina sah so aus wie im vergangenen Sommer: das Gesicht braun gebrannt, schwarz die Haare, weiß die Bluse, und an den Beinen trug sie die verwaschene Niethose. Aber im vergangenen Jahr reichte die Hose noch bis zu den Knöcheln. Jetzt ging sie gerade bis zu den Waden. Marina brachte den Matrosen eine Karaffe Apfelmost. Sie goss die Gläser voll, und die Matrosen lachten.

André hinter der Hecke konnte nicht verstehen, worüber sie sprachen. Er hörte Marina lachen, und so hatte er sie noch nie lachen gehört.

Weil die Sonne schon tief stand und wie ein feuriger Ball aussah, wirkte das Bild vor der Veranda sehr farbig.

André pfiff nicht. Es waren doch Gäste bei Buchholz'. Aber er hätte brennend gern das Rätsel der beiden Autos und der Matrosen im Garten gelöst.

André schlich noch ein paarmal an die Hecke, lief um das Laubengelände und hoffte stets, wenn er am Tor auftauchte, die Wolgaautos vor dem Zaun wären verschwunden.

Das letzte Mal wählte er einen langen Weg, und weil es schon dunkel war, sah er im ersten Augenblick nicht die schwarzen Autos auf dem Schlackenweg. André dachte, sie wären nun endlich abgefahren, und wollte schon die Finger zum Pfiff zwischen die Lippen schieben, dann sah er, dass er sich getäuscht hatte. Die Autos standen noch da, die weißen Blusen der Matrosen leuchteten, ihre Stimmen waren zu hören, und aus den geöffneten Fenstern der Wohnlaube drang fröhliches Lachen.

Da lief der Junge langsam zum Häuschen von Onkel und Tante zurück.

Im kleinen Zimmer unterm Dach lag er auf dem Bett, das dem jüngsten Sohn des Hauses gehörte, der aber schon über ein Jahr bei der Armee diente.

André fand lange keinen Schlaf. Die Autos und die Matrosen gingen ihm nicht aus dem Kopf.

Er war traurig, dass er nicht gepfiffen hatte. Einmal lang und gellend – dann zweimal kurz.

André erinnerte sich an den Sommer im vergangenen Jahr, als er Marina zum ersten Mal gesehen. Sie war durch die Straße geradelt, in der Tante Lisas und Onkel Pauls Haus stand, bei denen André seine Ferien verbrachte. Er saß auf einer Sandkiste für die Winterstreuung, und genau davor sprang die Kette von Marinas Fahrrad. Das Mädchen mühte sich vergeblich, den Schaden zu beheben. André hatte geholfen. So waren sie Freunde geworden, und als André bald darauf nach Hause fuhr, versprachen sie sich zu schreiben.

Das Versprechen vergaßen sie aber, vielleicht hatte jeder gewartet, dass der andere damit anfang.

Im Winter trafen sie sich unvermutet wieder. Das war bei den Pioniermeisterschaften im verschneiten Wald bei Oberhof. André stand am Zielort der Langläufer im tiefen Schnee. In einer Läuferin erkannte er Marina. Sie kam erschöpft an und taumelte, als ihr die Freunde von den Brettern halfen. André wagte nicht, zu ihr hinzugehen, zu viele bemühten sich um sie, und den aufgeregten Gesichtern war anzusehen, dass sie ihrer Marina einen guten Platz errechnet hatten.

„Was guckst du denn so?“, sagte neben ihm Hugo. „Das sind Berliner.“

Hugo aus Andrés Schule war schon in der 8. Klasse.

„Die dort drüben kenn ich, die mit der weißen Pudelmütze“, sagte André.

Hugo pfiß durch die Zähne.

„Hübscher Käfer“, bemerkte er, „und die kennst du?“

„Ehrenwort.“

„Geh doch mal hin“, stichelte Hugo,
„stehst hier und starrst dir die Augen
aus dem Kopf.“

„Ich geh schon noch hin“, sagte André.

In diesem Augenblick warfen die Berliner ihre Langläuferin in die Luft und fingen sie wieder auf. Marinas weiße Pudelmütze fiel in den Schnee. Es wurde gerufen: Berlin ist immer auf dem Kien. Berlin ist immer auf dem Kien.

Auf der Anzeigetafel las André den Namen Marina Buchholz und dass sie an zweiter Stelle stand.

„Jetzt musst du aber hin“, sagte Hugo.

André schwieg und rührte sich nicht vom Fleck.

„Du kennst sie ja gar nicht“, sagte Hugo höhnisch.

André lief hinüber und hob die Mütze auf. Als er vor Marina stand, sah sie ihn

ungläubig an.

„Bist du nicht André?“

„Wer soll ich sonst sein. Hier hast du deine Pudelmütze. Sie lag im Schnee.“

„Ich hab den zweiten Platz. Stell dir das vor, den zweiten Platz hab ich.“

„Ich gratulier dir auch“, sagte André.

Eine große Frau hüllte Marina in eine Woldecke.

„Jetzt aber Schluss“, schalt sie, „du brauchst deine Kräfte. Eine Erkältung könnte dir gerade noch fehlen.“

Sie führte Marina fort. André blieb allein zurück, und ihm war komisch zumute.

Hugo schlug ihm auf die Schulter.

„Na, hat sie dir wenigstens die Mütze abgenommen? Hat sie auch danke schön gesagt?“

„In diesem Jahr fahr ich noch nach Berlin. In den Ferien. Da seh ich sie jeden Tag.“

„Von weitem“, höhnte Hugo, „wie heute.“

André schrie: „Ich schick dir eine Karte, aus dem Tierpark, mit Stempel. Da steht mein Name drauf und auch ihrer. Wetten?“ Hugo sah André nachdenklich an.

„Gut“, sagte er, „ich wette um mein Tatarenkämpchen. Du weißt, mein Vater hat es aus Moskau mitgebracht. Du schaffst das nicht mit der Karte.“

André sagte: „Einverstanden. Ich wette um mein Finnmesser.“ Hugo staunte. Das Finnmesser war viel begehrt. Es hatte eine reichverzierte Lederscheide. Sie gaben sich die Hände und schlugen sie auseinander.

Die Wette war gültig.

Den Termin für die Postkarte mit dem Tierparkstempel hatten sie noch festgelegt.

Der 15. Juli. Datum des Poststempels zählt ...

Weil André spät eingeschlafen war, wachte er am nächsten Morgen erst auf, als ihm die Sonne ins Gesicht schien. Onkel Paul und Tante Lisa waren schon zur Arbeit gegangen. André schlang sein Frühstück hinunter. Er hatte noch eine Schrippe in der Hand, als er das Tor zur „Heimaterde“ aufstieß. Der Morgenhimmel war dunstig, und der Tag versprach heiß zu werden. Auf dem Schlackenweg parkten keine Autos mehr.

André brauchte nicht zu pfeifen.

Marina saß am Tisch vor der Veranda.

„Hallo, Marina“, rief André über den Zaun hinweg.

Sie sah auf und schien nachzudenken. Marina kam an den Zaun und stützte die Arme auf die niedrige Tür. André dachte, dass sie überrascht sein müsste. Er hatte sich ihre Überraschung in den letzten Wochen oft ausgemalt.

Marina schien mit ihren Gedanken ganz woanders zu sein. Sie sagte, als wäre es das Selbstverständlichste von der Welt: „Tag, André.“

„Gestern bin ich angekommen“, sagte der Junge.

Marina nickte.

Plötzlich sagte sie traurig: „Bei uns hat jemand eingebrochen. Stell dir das vor, André. Bei meiner Oma hat jemand gestohlen.“

Was kann ein alter Kompass schon wert sein

...

Marina zog André in eine schmale Kammer hinein. Der Junge musste sich erst an das Dämmerlicht gewöhnen. Vor dem winzigen Fenster wuchs ein dicht belaubter Pflaumenbaum. André duckte sich unwillkürlich, weil die Deckenbalken niedrig waren. In der Kammer stand ein breites Holzbett, das Bett der Großmutter.

„Hier war er an der Wand festgemacht“, sagte Marina aufgeregt, „über vierzig Jahre hat er hier gehangen!“

Sie wies auf einen hellen kreisrunden Fleck an der Tapete.

„Was ist denn eigentlich weg?“, fragte André.

Marina sah ihn verwundert an.

„Das hab ich dir noch nicht gesagt?“

„Nein“, sagte André, „du bist ja so aufgeregt.“

Marina pochte an den hellen Fleck an der Wand.

„Der Kompass ist weg. Der Schiffskompass“, erzählte Marina.

„Oma ist's heute früh eingefallen, sie könnte den Kompass doch den Matrosen schenken. Ein feiner Einfall, hab ich gleich gedacht. Oma wollte den Kompass holen, und da war er nicht mehr da. Oma, musst du wissen, sieht schon etwas schlecht. Sie hat mich gleich gerufen und zu mir gesagt: ‚Marina, ich find den Kompass nicht mehr. Bin ich denn schon so verdreht?‘ Ich lachte und sagte: ‚Oma, der hängt doch in der Ecke. Guck mal richtig nach.‘ – ‚Er ist aber weg‘, sagte Oma. Ich merkte, dass ihre Stimme ganz zittrig ist, und bin schnell zu ihr hingelaufen. Ich guckte und rieb mir die Augen und guckte noch mal. Aber der Kompass hing nicht mehr an der Wand. Ich fragte: ‚Oma, hast du ihn vielleicht

abgenommen?’ Aber Oma schüttelte nur den Kopf.“

André hatte mit steigender Verwunderung zugehört. Dann stieß er seine Hände in die Taschen.

„Ich versteh immer Bahnhof. Was war los? Ein Kompass ist weg?“ Marina sagte empört: „Klar, ein Kompass. Einer von einem Kriegsschiff. Hier war er festgemacht.“

André sagte: „Du musst mir das der Reihe nach erzählen. Matrosen waren da, denen will deine Oma den Kompass schenken. Das hab ich verstanden. Aber warum will deine Oma den Matrosen einen Kompass schenken? Was hat deine Oma überhaupt mit Matrosen zu tun? Was brauchen die einen Kompass, der vierzig Jahre alt ist? Die haben doch ganz andere Dinger auf ihren Pötten. Ich weiß da Bescheid.“ Das Mädchen boxte André an den Arm. Er war darüber froh, das war endlich die ihm vertraute Marina.

„Sei nicht böse, André“, sagte sie,
„komm in den Garten. Ich erzähl dir's
der Reihe nach. Bloß dass hier was
weggekommen ist, will mir nicht in den
Kopf. Bei meiner Oma ist noch nie was
gestohlen worden.“

Sie verließen die niedrige Kammer. Im
großen Wohnzimmer bewunderte
André den breiten Kachelofen. Man
konnte ahnen, wie viel Wärme er im
Winter ausstrahlte. Und André hatte
sehr viel übrig für Bratäpfel.

Im Garten setzte sich André an den
Tisch, an dem gestern Abend die
Matrosen gesessen hatten. Marina
sprang noch einmal in das Haus zurück
und brachte die Karaffe mit Apfelmost
und zwei hohe Gläser. Sie goss ein und
steckte dabei ein wenig die
Zungenspitze heraus, so eifrig war sie
bemüht, keinen Tropfen
danebenzuschütten. Der Junge dachte,
so hat sie auch gestern die Matrosen
bewirtet. Nun enthüllte sich hoffentlich
bald das Geheimnis der Wolgaautos.

Aber er wird nicht sagen, dass er hinter der Hecke gelauert und sich nicht getraut hatte zu pfeifen.

Marina saß ihm gegenüber. Sie hockte nur so auf der Stuhlkante. Marina hob das Glas mit Apfelmust und sagte: „Prost, André!“ Der Junge sagte verwirrt: „Prost.“

Sie hatte ihn nun wahrgenommen, das wusste er jetzt, und er glaubte, dass ihm nachträglich die Überraschung gelungen war.

„Wo bist du denn damals geblieben, in Oberhof?“, fragte Marina. André hatte sein Glas bereits geleert. – Und nicht, weil er großen Durst hatte!

„Deine Freunde haben dich so schnell weggeschleppt. Deine Trainerin hat dich ja ganz scharf bewacht.“

„Das ist wahr. Sie ist beim Wettkampf streng. Muss sie ja auch. Aber ich hab dich noch gesucht.“

„Ich hab dich auch gesucht“, sagte der Junge und trank die Neige aus dem

Glas.

„Du hast aber einen Durst“, sagte das Mädchen und goss wieder ein.

„Ja, gestern gab's Fisch“, erfand André. Dann forderte er energisch: „Nun erzähl mal!“

Marina holte Luft.

„Wenn wir wenigstens wüssten, hat meine Oma gesagt, wann der Dieb gestohlen hat. Hat er von draußen reingelangt? Der muss aber lange Arme haben. Ich hab mich mal draußen hingestellt ...“ André unterbrach streng: „Du kannst nicht vernünftig berichten. So wird kein Mensch daraus schlau. Es ist ja eine kriminelle Sache. Ich werde dich einfach verhören. Ich war mal bei einem Vortrag eines Kriminalpolizisten. Interessante Sache.“

Marina sagte ergeben: „Na gut, verhör mich. Was bin ich denn überhaupt, wenn du mich verhörst?“

„Na, ein Zeuge.“

„Zeuge? Wie kann ich Zeuge sein? Ich war ja nicht dabei, als der Dieb hier herumstrolchte.“

André meinte ungeduldig: „Das ist ja auch nicht so wörtlich zu nehmen. Zeugen sind Personen, die Licht in eine dunkle Angelegenheit bringen können. So eine Person bist du doch.“

Marina lachte leise.

„Eine Person. Was für Ausdrücke du hast.“

„Das heißt eben so. Ich hab's nicht erfunden.“

„Na, fang schon an, Kriminalkommissar.“

André blickte finster. In dieser Beziehung hatte sich Marina überhaupt nicht geändert.

„Muss der Kommissar beim Verhör so böse gucken?“

„Wenn man nachdenkt, sieht man nicht gerade fröhlich aus“, wies André sie zurecht.

„Also, Frage Nummer eins: Was haben Matrosen bei euch zu suchen?“

Marina zappelte schon wieder auf ihrem Stuhl umher.

„Du, das ist ein tolles Ding. Kriegt doch Oma vor drei Wochen einen Brief. So ein langes Kuvert. Anschrift mit Schreibmaschine geschrieben ...“

„Zur Sache“, sagte André.

„Was?“

„Zur Sache sollst du reden, nicht soviel abschweifen.“

„Das ist doch zur Sache“, sagte Marina eingeschnappt.

„Also red weiter, da hat also deine Oma einen Brief erhalten ...“

„Sind Kriminalkommissare eigentlich immer ungeduldig?“, fragte das Mädchen.

„Ich bin doch nicht ungeduldig“, wehrte André ab, „aber bei der Aufklärung einer Tat muss man sich konzentrieren.“

„Also gut“, seufzte Marina, „der Brief kam von der Volksmarine. Sie schrieben, dass sie einem neuen Schiff einen Namen geben wollen, und es soll wie mein Opa heißen!“

„Was für einen Namen?“

„Wilhelm Buchholz. So hieß mein Opa.“

André hielt es nicht mehr auf dem Stuhl. Misstrauisch sah er auf Marina herab.

Was hatte sie im Sinn? Wollte sie ihn verkohlen? Aber die Matrosen gestern Abend? André hatte sie mit eigenen Augen gesehen.

„Wieso soll ein Schiff der Volksmarine nach deinem Opa genannt werden?“

Marina wollte wieder empört auffahren, doch dann besann sie sich, dass sie ja verhöhrt wurde und zu antworten hatte. Und woher sollte André das wissen.

„Mein Opa war Matrose. Im November neunzehnhundertachtzehn hat er in Kiel gegen die Offiziere gekämpft. Später ist

er nach Berlin gekommen. Oma sagt, er wollte, dass auch in Berlin die Revolution siegte. Er ist aber dann von den Feinden erschossen worden. Genau am Weihnachtsabend hat ihn eine Kugel getroffen. Das musst du dir mal vorstellen, am vierundzwanzigsten Dezember.“

„Kriminalkommissar“ André hatte fast seine Aufgabe vergessen. Aufgeregt lief er vor dem Tisch auf und ab. So einen Großvater hatte die Marina. Als er starb, musste er noch ein junger Mann gewesen sein. André erinnerte sich an alles, was er über diese Zeit gehört und gelesen hatte, an Filme und Bücher. Und auf einmal saß vor ihm Marina und erzählte, ohne mit der Wimper zu zucken, von ihrem Großvater, der dabei gewesen war.

André besann sich auf seine Rolle als „Kriminalkommissar“ und sagte: „Wie viel ist denn ein Schiffskompass wert?“ „Oh“, sagte Marina, „das ist es ja. Er ist viel wert. Und es ist nicht zu bezahlen,

was er wert ist.“

„Ein alter Schiffskompass“, sagte André zweifelnd, „was kann er schon einbringen? Fünfzig Mark vielleicht?“

„Oma hat gesagt, ein paar Mark kriegt man schon dafür. Seltenheitswert. Es gibt ja Leute, die sammeln alles Mögliche. Warum nicht altes Zeug von der Seefahrt. Aber darum geht's nicht. Mein Opa hat den Kompass neunzehnhundertachtzehn aus Kiel mitgebracht. Es ist ein Kompass vom Kreuzer ‚Prinz Karl‘. Auf dem Ding war mein Opa Maschinist. Von Oma weiß ich's. Die Matrosen haben die Kaiseroffiziere verjagt und die rote Fahne hochgezogen. Im Theater hab ich mal die ‚Matrosen von Cattaro‘ gesehen. Da war das auch so, bloß im Mittelmeer.“

Marina holte Luft und dachte nach.

André hatte sich wieder hingesezt. Kein Wort wollte er sich entgehen lassen.

Marina erzählte die Geschichte vom
Kompass, und André vergaß den
Garten und auch, dass Sommer war ...

Damals in Kiel ...

Novemberwetter im Hafen von Kiel. Dunkel und schmutzig das Wasser. Die grauen Kriegsschiffe Seiner Majestät wiegen sich träge in der schwachen Dünung. Zerstörer mit flachen, dicken Schornsteinen, bullige Räumboote, graue Kreuzer mit drohenden Panzertürmen. Darüber graue, tief hängende Wolken.

An der Reling Seiner Majestät Schiff „Prinz Karl“ lehnt Wilhelm Buchholz. Den dicken Kragen seiner Matrosenjoppe hat er hochgeschlagen. Ihn fröstelt trotzdem. Wilhelm Buchholz ist einer der letzten auf dem eisernen Sarg, und er wird auch bald das Fallreep hinabsteigen. Nur die blanken Knöpfe mit dem Kaiseradler verraten noch, dass Wilhelm Buchholz bis vor ein paar Tagen bei der kaiserlichen Marine diente. Die rote Binde um seinen Arm erzählt, dass er dabei war, als die Hochseeflotte des Kaisers

abmusterte, weil die Matrosen nicht mehr sterben wollten. Wilhelm Buchholz schaut über den toten Hafen, die verlassenen Kriegsschiffe und zählt die Schornsteine, aus denen kein Rauch mehr quillt.

Feuer aus den Kesseln, das war das Kommando. Auf „Prinz Karl“ hatte er es gegeben.

Wilhelm denkt an seine Frau Anna in Berlin und an seinen kleinen Sohn Erich. Er hat ihn noch nicht gesehen, denn er ist erst vor einem halben Jahr geboren. Wilhelm versucht, sich den kleinen Erich vorzustellen. Was hat er für Augen? So blaue wie Anna? Irgendjemand hat mal erzählt, dass die Augenfarbe bei Babys nicht zu bestimmen ist. Das geht erst später. Bald sehe ich die kleine Krabbe, denkt Wilhelm.

Dem einsamen Matrosen Wilhelm Buchholz ist warm geworden bei den Gedanken an seine Frau und den Jungen. Da kommt ihm die Idee, etwas

mitzunehmen für die Frau und den Jungen, eine Erinnerung an die Tage hier in Kiel, als sie die Matrosenschinder und Kriegsbesessenen von den Schiffen jagten. Wilhelm schaut sich um.

Eine Kanone kann er nicht in den Seesack stecken. Ein Rettungsboot ist auch kein Spielzeug. Auf so einem eisernen Kasten gibt's nichts, was hübsch und niedlich ist. In diesem Moment hört Wilhelm schleichende Schritte. Das kann nur auf der Kommandobrücke sein. Aber wer ist dort oben? Auf dem Kommandostand hat keiner etwas zu suchen: Beschluss des revolutionären Matrosenrats! Hatten kaisertreue Offiziere nicht schon hier und dort versucht, der Revolution zu schaden?

Wilhelm lauscht. Hat er sich getäuscht? Aber da hört er wieder die leisen Schritte, Gummisohlen auf Eisenbelag. Wilhelm zieht sein Kappmesser unter der Joppe hervor und entert die Treppe